

Zeitschrift: Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse

Herausgeber: Verband Schweizerischer Privatschulen

Band: 1 (1928-1929)

Heft: 4

Artikel: Englischer Schulsport

Autor: Kircher, Rudolf

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-852122>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Englischer Schulsport.

Von Rudolf Kircher

Welch herrliches Zusammentreffen von Geschäft und Vergnügen muss es für die Public School Boys sein, dass Sport und Spiel zu den wichtigsten Erziehungsmitteln der Schulen gehören! Ohne den Sport gibt es keinen Lehrplan in diesen Schulen. Ohne das Spiel gibt es keine Verständigung zwischen Lehrer und Schüler. Vom ersten Schultag an wird der junge Brite darüber beruhigt, dass ihm niemand die Freude am Spielen nehmen will. Selbst der ledernste Unterricht verliert seine Schrecken, wenn dem Jungen klar wird, dass es seiner Wahl freisteht, ob er lernen und studieren will oder nicht. Und schliesslich, so scheint man zu fragen: Muss man wirklich wissen, wann Cäsar geboren wurde, um sich einen guten, echten englischen Charakter zu erwerben? Oder was nützt die Kenntnis von sechs Sprachen, wenn der Mensch den Umgang mit Menschen nicht versteht? Wer dagegen mit fünfzehn Jahren einen Zylinderhut mit Anstand zu tragen vermag, bietet eine gewisse Garantie für Wohlverhalten und wer in seinem Team ein nobles Spiel vorzuführen weiss, kennt seine soziale Pflicht im Leben. Ueber Vorteile und Nachteile englischer Erziehung wird es einen Streit geben, solange es englische Schulen gibt, nur soll man dabei nicht vergessen, dass in den staatlich anerkannten Boarding Schools — das heisst also in den eigentlichen Hochburgen unter den Public Schools — nicht viel mehr als 27,000 Kinder erzogen werden. Während die gesamten höheren Schulen in England und Wales von vielleicht 370,000 Jungens und Mädels besucht werden, gehen nicht weniger als 5 Millionen Kinder in die Volksschulen. Die grosse Masse der englischen Schuljugend ist also den Nachteilen jenes berühmten „Public School“-Systems ebensowenig ausgesetzt wie sie seine Vorteile geniesst. Wenn man hört, dass nach einer neuen offiziellen Berechnung für über 4 Mil-

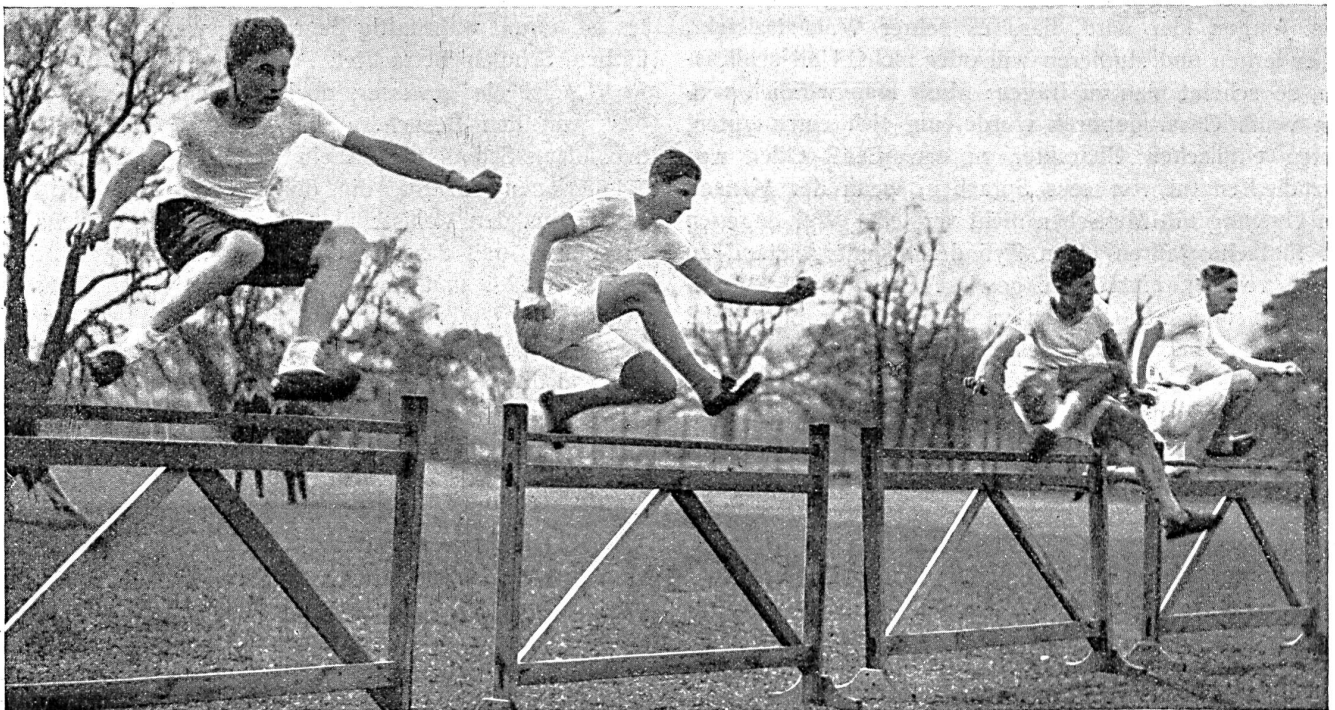
lionen von Volksschülern keine grünen Spielplätze zur Verfügung stehen, dass sie also auf staubige Schulhöfe und auf die Strasse angewiesen sind, so wird begreiflich, dass der Sport bei der Erziehung des Durchschnitts der englischen Jugend bis heute sicherlich nicht entfernt die Rolle gespielt haben kann, wie man angesichts der ganz ausserordentlich hohen Bewertung des sportlichen Trainings in den Public Schools als selbstverständlich annehmen sollte. Der Ruf nach „Demokratisierung“ des Sportes ist darum wahrhaftig begreiflich, wenn man die englischen Schulen betrachtet.

Es ist ein gewisser, doch nur ein geringer Trost, dass von den Besuchern der höheren Schulen (Public Secondary Schools) etwa ein Viertel aus Schülern und Schülerinnen besteht, die durch Stipendien und Freistellen aus den Volksschulen in die höhere Stufe aufgerückt sind, und dass sich die Zahl der höheren Schüler zwischen 1909 und 1920 geradezu verdreifacht hat; aber der krasse Unterschied zwischen der Herrlichkeit der Sportparadiese der Public Schools und der Armseligkeit des sportlichen Lebens in den niederen Schulen ist ein Beweis dafür, dass von Fair Play auf diesem Gebiete bisher nicht die Rede sein kann. Entweder sind Sport und Spiel doch nichts anderes als Vergnügungen für Menschen, die Geld und Zeit haben, — dann ist alles Gerede über den erzieherischen Wert nur ein bequemer Vorwand; oder der Wert ist echt, — dann ist es unbegreiflich, warum das „Sportvolk“ erst im Jahre 1927 entdeckte, dass gerade diejenigen, die eine sportliche Erziehung am nötigsten hätten, am wenigsten davon erhalten. Freilich wird der Sport in den englischen Volksschulen niemals auch nur eine ähnliche Stellung einnehmen können wie in den Public Schools. Die Kinder der Volksschulen bleiben nur bis zum Ende des vierzehnten

Jahrs, sie verlassen die Schule gerade in dem Alter, wo anderwärts der Schulsport wirklich ernst zu werden beginnt. Es ist ebenso selbstverständlich, dass der Staat oder die Gemeinden nur einen kleinen Bruchteil von dem tun könnten, was reiche Stifter in so freigiebigem Mass zugunsten der Public Schools taten. Vor allem aber: wenn die Kinder die Volksschule verlassen, müssen sie für den praktischen Beruf, fürs Arbeiten und Geldverdienen vorbereitet sein, — so mangelhaft dies auch geschehen mag, es wäre unmöglich, allzuviel der kurzen Schulzeit für andere Dinge herzugeben. In den Public Schools bleiben die Jungens dagegen bis zum achtzehnten oder gar neunzehnten Jahr, und gerade die bekanntesten und ältesten dieser Schulen wollen gar nicht erst versuchen, die Schüler für einen Beruf vorzubereiten, sondern sie betrachten sich nur als ganz allgemeine menschliche Vorbereitungsanstalten, aus denen die Jungens zur Universität oder zu anderen Trainieranstalten — allenfalls auch in ein City Office — geschickt werden sollen. In neuerer Zeit erst hat sich eine Reihe von Public Schools mehr auf die Berufsvorbereitung — technischer, mathematischer oder wirtschaftlicher Art — eingestellt und im selben Mass, wie dies geschieht, verliert der sportliche Teil des Erziehungsprogramms etwas von seiner Monopolstellung, doch hört der Sport niemals auf, auch in solchen Fällen das wichtigste Erziehungsmittel zu sein.

In den grossen alten Schulen wie Eton und Harrow überwiegt heute noch das Athletentum, aber doch nicht mehr in dem sinnlos übertriebenen Mass, wie es unter der Führung Etons in den achtziger und neunziger Jahren die meisten der grösseren Public Schools ergriff,

was den Geist dieser Schulen in schärfsten Gegensatz zu ihrer Tradition brachte. Auch in jener Zeit des Triumphs der Muskeln gab man freilich vor, nichts anderes anzustreben als einen Ausgleich zwischen Körper und Geist, aber die Schonung der jugendlichen Gehirne und die Uebersteigerung der muskulären Trainings brachte nichts Besseres hervor als robuste Kämpfer für eine hochmaterialistische Zeit, für die Zeit des Imperialismus. Doch diese öde Periode massloser Ueberschätzung des Athletentums geht ihrem Ende entgegen. Unter seinem heutigen Leiter hat auch Eton den Weg zu einer grösseren Ehrfurcht vor Wissen und Denken zurückgefunden. Die Athleten geben noch immer den Ton an, aber die Lernenden und die Collegers haben wieder an Prestige gewonnen. Dabei sind sie gute Sportsleute geblieben. Das Gelehrtentum vergangener Jahrhunderte werden die Public Schools nicht wieder zurückgewinnen. Vielleicht schon deshalb nicht, weil die Berichte aus alter Zeit dem Public School Boy von ehemals eine Gloriole verleihen, die ihm wahrscheinlich niemals zukam. Wenn aber die englische Jugend damals für klösterliche Weisheit empfänglicher war, so galt das nur für einen kleinen Kreis von jungen Menschen aus guten und gottesfürchtigen Familien. Heutzutage rekrutieren sich die Public Schools aus sehr viel breiteren Schichten und die Tendenz geht auf noch grössere Erweiterung. Und zwischen damals und heute liegt der Puritanismus, der in Uebersteigerung und Lüge entartete. Das Beste, was England heute zu erwarten hat, ist eine weisere Mischung von Sport und Wissenslust in seinen Schulen: mehr Sport und Spiel für die Armen und mehr Arbeit für die Reichen. Dies aber ist der Weg, auf dem sich England in neuester Zeit tat-



100 Meter Hürden-Rennen der Mannschaft
des Bradfield College



Spannender Moment (a line out) aus dem Rugby Cup in Richmond



Sport im East End

sächlich befindet. Die jüngste Generation verspricht darum wohl einheitlicher und ausgeglichener erzogen zu werden als die Generationen, die hinter uns liegen. Dem Sport als Mittel zur Erziehung wird dabei durch die Demokratisierung der Spiele noch grössere Bedeutung zukommen als bisher.

Die grössere Einheitlichkeit in diesem Sinne müsste sich eigentlich von selbst verstehen, denn ob die englischen Jungens Zylinderhüte, seltsame Strohungetüme oder die anspruchslosen Mützen der Volksschulen tragen, — sie sind, mit Verlaub zu sagen, doch immer im Grunde dieselben gesunden und lebensfrohen Lausbuben. Sie stecken voll Kraft, sind zum Platzen gefüllt mit Unternehmungslust und Trieben und sind wahre kleine Vulkane kindlicher Regung. Die „Purgierung der Emotionen“, von der Aristoteles spricht, ist für die Jugend solcher Art eine Notwendigkeit. Der Sport der Schulen macht aus der Neigung zum Explodieren eine vergnügte Playing Attitude. Wenn von der Verherrlichung des Athletentums in englischen Schulen die Rede ist, so darf

man nicht an eine verrückte Rekordwut der Jungens denken. Das gibt es auch, und wenn Eton gegen Harrow spielt, so ist das schlechthin Krieg, ein Krieg mit Heldentaten, mit Hass und mit Liebe. Aber im Grunde ist der Schulsport nur ein köstliches, fröhliches Spiel, ein Spiel mit Bällen und Farben. Man muss die feierlichen jungen Herrn mit ihren schwarzen Röcken und Zylinderhüten oder die Collegers mit ihrem Gelehrtenmäntelchen auf dem Spielplatz sehen, um sie zu verstehen — und zugleich um zu begreifen, was trotz allem das Verständigungsmittel zwischen Volksschülern und Etonboys ist. Auf dem Spielplatz fällt die schwarze Hülle — und ein höchst munterer, flinker, schlanker Junge läuft übers Feld. Hier ist alles Leben und alles Farbe. Die Farben, die „Colours“, sind die Geheimsprache der Boys. Die „Colours“, die Erringung des Rechts, diese oder jene Mütze oder Farbe tragen zu dürfen, sind ihr Ehrgeiz. Es sind mysteriöse Dinge. Der Laie erkennt nur ein entzückendes Bild von unzähligen bunten Mützen, Halstüchern, Hemden, Wolljacken, Strümpfen. Für die, die sie



Start zum Wettlauf zwischen ehemaligen (Old Citizens) und jetzigen Schülern der City of London School

tragen, ist es eine Quelle von Liebe und Phantasie. Jedes einzelne Team, jedes einzelne „Haus“, jede Gruppe, die ganze Schule, ja alle Schulen, ja ganz England hat diesen unversieglichen Quell gemeinsamen Erlebens. Und dieses Erleben hat ewigen Bestand. Es appelliert nicht an den Verstand, es appelliert ans Gefühl — und Gefühl haben



Eton Boys

*

Die Boy Scouts (Pfadfinder).

Wohl niemand in England würde auf den Gedanken kommen, dass die Krisen der Jugend in erster Linie auf geistigem Gebiet überwunden werden könnten und dass der Intellekt die Mittel zur Ablenkung und Entspannung zu liefern vermöchte. Für eine geistige Jugendbewegung ist schon aus diesem Grund in England nicht viel Raum. Die Playing Attitude ist das Haupthindernis. Dagegen bietet sich dem englischen Jungen neben dem Sport in der Boy Scout-Bewegung ein einzigartiges, vollkommen auf das englische Empfinden zugeschnittenes Hilfsmittel zur Beschäftigung und Entfaltung von Geist und Körper, dessen erzieherischer Wert dem Sport der Schulen in vielen Dingen gleichkommt und ihn in anderen sogar übertrifft. Das Scouting bietet alle Vorteile der sportlichen Spiele, denn Athletik gehört zum Programm der Scouts, aber es befriedigt zugleich ein wichtiges Bedürfnis der kleinen Seelen, das der Sport vernachlässigt: es bietet dem romantischen Sinn und der Phantasie der Jugend ein reiches Feld. Daneben erweckt es Interesse an tausend Dingen, die zu kennen nützlich ist, und die dem jungen Briten schon deshalb zusagen, weil er ein geborener kleiner Naturforscher und Techniker ist. Zugleich aber ist „service“ — sozialer Dienst — das unmittelbare Ziel der Scout-Bewegung.

Baden-Powell und seine Freunde eröffneten den Scouts des Weg nach zwei Hauptrichtungen, denen sich jeder Scout-Trupp nach seinem Geschmack mehr oder weniger nähern kann: „scoutcraft“ und „woodcraft“. Scoutcraft umfasst all die Spiele, das Wandern und Kämpfen und was dazu gehört, während Woodcraft als eine Art Naturwissenschaft im kleinen zu denken ist, als ein Studium und ein Spiel mit Tieren und Pflanzen. Die Jungens selbst, unorthodox gegenüber der Scout-Literatur, haben die Begriffe etwas verschoben. Ein Trupp, der mehr zu Scoutcraft neigt, ist mehr zu praktischen und technischen Spielen geneigt. Er betreibt besonders die sogenannten „hobbies“; die Jungens suchen dabei eines oder mehrere der zahllosen Abzeichen zu erringen, die für spezielle Kenntnisse verteilt werden, wie Zimmer-

mannsarbeit, Kochen, die Fertigkeiten der Elektriker, Feuerwehrlaute, Gärtner, Pferdekundigen, Radfahrer oder was es sonst sei. Die Liste enthält Dutzende von solchen Spezialitäten, wobei es sich als Regel natürlich nur um die Erlernung der Anfangsgründe oder um die Schaffung des Interesses handeln kann. Ein Scout, der sich dagegen mehr für Woodcraft interessiert, meint damit zu meist, dass er nicht nur die Natur erforschen, sondern in erster Linie „Indianer spielen“ will. Fährtenlesen und dergleichen lernt jeder Scout, aber das Indianerspielen gewinnt bei dieser zweiten Richtung eine ausserordentliche Bedeutung. Es ist klar, dass das eine mehr in der Grossstadt, das andere vorwiegend bei Trupps gepflegt wird, die leicht ins freie Gelände wandern können. Ohne Lagerfeuer und Indianerromantik ist aber die Scout-Bewegung überhaupt nicht mehr zu denken. Sie nennen sich mit indianischen Namen und haben geheimnisvolle Zeichen und Gebräuche. Und jeder Scout kennt seinen Kriegstanz — vielfach pflegen sie auch alte Volkstänze —, sein Kriegsgeschrei und das, was sie Musik nennen. Wieviel an überschäumenden Kräften und an kindlicher Phantasie von den Führern der Boy Scouts gebändigt werden muss, zeigt sich am besten an dieser romantischen Seite. Das Mass von Kindlichkeit ist ausserordentlich gross.

Doch mit dem Spielen ist es nicht getan. Die Scouts haben zehn Gebote. Eines davon lautet: „Es ist die Pflicht des Scout, nützlich zu sein und anderen zu helfen.“ Ein anderes fügt hinzu: „Ein Scout ist ein Freund gegenüber allen und er ist ein Bruder jedes anderen Scout, gleichviel welcher sozialen Klasse der andere angehört.“ Schliesslich: „Ein Scout ist höflich.“ Mit diesen Geboten beginnt die soziale Arbeit. „Sei bereit“, heisst das Motto aller Scouts. Bereit, in jedem Augenblick seine Pflicht zu tun: anderen zu helfen und sich nützlich zu machen. Bereitschaft des Körpers, des Charakters, Bereitschaft selbst gegenüber den kleinsten Zufällen des Lebens, Bereitschaft aber auch in den grössten Momenten des staatlichen Daseins. Die herabfal-

lende Handtasche der Mutter oder der Einfall nach Belgien — sie sind gleich wichtig bei diesem Erziehungsprinzip. Die gute Tat des Scout kann sich auf die obskurste Kleinigkeit beschränken — ja, so will es scheinen, die Pflege der unscheinbarsten Kleinigkeit ist dabei psychologisch bei weitem am wichtigsten: Rücksichtnahme auf irgend etwas, sei es nur ein Vogel oder eine Katze. Die Verpflichtung, „nützlich“ zu sein, führt aber den Scout auch ins East End, die Trupps helfen im Haushalt, im Geschäft, sie fahren den Bedürftigen Kohlen ins Haus, machen ihnen Besorgungen und leisten andere, wenn auch noch so unscheinbare Beiträge zum sozialen Leben — im Krieg haben sie das gelernt. Die Loyalität des Scout soll keine Grenzen haben: gegenüber dem König, den Eltern, den Erziehern ebenso wie gegenüber denen, die unter ihm stehen, ja aber auch gegenüber seinem Arbeitgeber.

In der Arbeit der „Rovers“, der Scouts, die das achtzehnte Lebensjahr überschritten haben und bereit sind, weiterhin aktiv der Scout-Idee zu dienen, zeigt sich die soziale Tendenz am deutlichsten. Diese Rovers spielen, kampieren und indianern ebenso lustig weiter wie zuvor, aber was sie daneben zu tun haben, ist ernste praktische Scout-Arbeit: in erster Linie Organisation und Mitarbeit an der Leitung neuer Trupps, besonders in den Grosstädten. Das erfordert grosse Hingebung und ein Opfer der freien Zeit. Die Jungens, jeweils einer oder zwei, gehen in irgend einen der trostlosen Bezirke Ostlondons, suchen die Bekanntschaft der armseligen Jugend, besuchen die Eltern, bringen die Kinder in einen Trupp zusammen, lehren sie Reinlichkeit, führen sie, oft zum ersten Male in ihrem Leben, in die frische Luft der Vorstadtumgebung, organisieren ihre Spiele, erwecken in ihnen Interessen und Eigenschaften, die sie nie gekannt haben, ermuntern sie, von den kümmerlichen Pfennigen, die sie zusammenkratzen können, viele Monate lang zu sparen, bis sie imstande sind, sich das bisschen Scout-Ausrüstung, das der Mensch braucht, allmählich anzuschaffen; die jungen Rovers geben oft von ihrem eigenen schmalen Taschengeld ein Scherflein dazu, laden die Gesellschaft zum Tee ein oder zahlen die Tramfahrt beim Ausflug, sie lehren die Jungens, wie selbst der Aermste, wenn er erfinderisch ist, ein paar Pennies zu verdienen vermag, und sie veranstalten Bazare oder irgendwelche Vorführungen, durch die für den neugegründeten Trupp ein paar Schilling oder Pfund gesammelt werden können. Dann führen sie sie hinaus, während der Ferien, in ein Camp im Grünen, und lehren sie aus ihrer Arbeit ein Vergnügen machen, und wenn diese dürftigen Grosstadtgeschöpfe heimkommen, — fürwahr, die Eltern merken den Unterschied! Sie hatten wenig von diesem Zeug gehalten, als der junge Rover zum erstenmal kam, sie hatten ihn wohl gar unfreundlich angesehen, als einen Eindringling von fremder Klasse, — nun erkennen sie den Sinn, und der Rover findet seinen Lohn. Er hat ihn verdient, denn er hat sich aufgeopfert — er hätte sich unendlich besser vergnügen können, wenn er mit seinen eigenen Freunden aufs Land

gefahren wäre, wenn er seinen eigenen Vergnügungen nachgegangen wäre, anstatt sich dem Dienst im East End zu widmen.

Hier endet das heitre Spiel der Jugend in ernster sozialer Arbeit. Die Scoutbewegung dringt tief bis in die untersten Schichten der sozialen Pyramide vor. Die obersten Führer und Organisatoren sind in hoher sozialer Stellung, aber die Masse der Scouts entstammt dem unteren Mittelstand. Auch die führenden Public Schools haben Scout-Trupps, doch bietet das Leben der grossen Internate so viel anderes, dass für Scouting wenig Zeit und noch weniger Bedürfnis vorhanden ist. Ueberdies sind die Public Schools noch immer mit der rein militärisch organisierten Boys Brigade und den Officer Training Corps verknüpft, an denen teilzunehmen heute noch nahezu obligatorisch ist. Das geschieht — wenigstens bei den älteren Boys — auf Kosten des Scouting. Aber während es kaum achtzigtausend Mitglieder der Boys Brigade gibt, ist die Zahl der englischen Scouts in den knapp zwanzig Jahren immerhin auf dreihunderttausend Jungens gestiegen, die aktiv an der Bewegung teilnehmen, und die Ziffer ist stetig im Wachsen. Drei bis vier Millionen englischer Jungens stehen im Scoutalter von zwölf bis achtzehn Jahren, also ist der Prozentsatz der Scouts schon recht ansehnlich. Daneben gibt es rund dreihundertachtzigtausend Girl Guides in der mit Vorbedacht völlig abgesonderten weiblichen Organisation der Scouts. Das Erlblühen dieses weiblichen Zweiges beweist, dass das Scouting einen tieferen Sinn als Exerzieren haben muss. Zum Soldatenspielen würden sich englische Mädchen schwerlich vereinigen. Die Girls in England sind freilich auch nicht „versonnen“. Sehr oft sind sie von entzückendem Charme, aber es sind handfeste Kerls. Sie stricken und sticken nicht übermässig gern, und sie führen den Haushalt nur ganz nebenbei, aber mit grossem Geschick. Eine gewisse Smartheit, „Bereitschaft“ fürs Leben und Herzhaftigkeit gehört mit zum Ideal der weiblichen Erziehung. Das führt so überraschend viele zum Scouting.

Militarisierung ist nicht die Gefahr der Scoutbewegung. Soweit infolge des Kriegs Schwankungen bestanden haben mochten, sind sie wohl endgültig überwunden. Die Scouts sollen national und patriotisch denken, aber die Engländer brauchen für die Vermittlung dieser Gefühle in der Regel keine militärischen Symbole. Den einzelnen Trupps bleibt so viel Freiheit, dass manche von ihnen ausgesprochen pazifistisch eingestellt sind. Die Begeisterung für die Völkerbundspolitik und überhaupt die ganze internationale Arbeit der Londoner Scout-Zentrale — es gibt fast zwei Millionen Boy Scouts in aller Welt — hat zu offensichtliche propagandistische Vorteile, als dass man sie fürs erste zu überschätzen brauchte, sie steht jedoch mit den nationalen Zielen der Scouts nicht in Widerspruch, denn ohne nationalen Stolz gibt es keinen gesunden Internationalismus. Eine ernsthafte Gefahr droht der Scout-Bewegung dagegen durch die Schwierigkeit des Führerproblems. Jeder Trupp braucht natürlich einen Scout Master und dies muss ein Mensch

sein, der sich restlos in die jungen Herzen hinein fühlen kann, der ihnen aber doch an Jahren überlegen ist. Nun bewahrt sich zwar der Engländer ein erstaunliches Mass von Boyishness und Spielfreude selbst bis ins Alter, aber es erfordert wahrlich keine geringe Elastizität und Erfindungsgabe, diese Bubengehirne und ihre romantische Phantasie ausreichend zu beschäftigen und zu fesseln. Es mag noch verhältnismässig leicht sein, Leute zu finden, die den Jungens in jenen technischen Dingen sowie in den eigentlichen Scout-Spielen Anleitung zu geben bereit und befähigt sind, aber es muss äusserst schwierig sein, mit ihrer Indianerphantasie Schritt zu halten. So kommt es, dass oft Menschen mit dieser Aufgabe betraut werden, die viel zu ledern und zu langweilig sind, um die Jungens unterhalten und fesseln

zu können, und solche Führer verfallen dann auf Drill und anderen Unfug. Sind sie obendrein engherzig, so machen sie aus der religiösen Pflicht des Scout einen lästigen kirchlichen Zwang, der mit dem Sinn dieser Pflicht auch nicht vereinbar ist, denn die Scouts sind zwar auf Gott, aber auf keine Konfession eingeschworen. Die Church Parade hat schon manchen wackeren Scout aus seiner guten Laune gebracht. Das Führerproblem wird indessen in Zukunft leichter werden, denn besonders seit die Rover-Organisation (nach dem Krieg) gegründet wurde, wächst die Zahl tauglicher Führer, nämlich die Zahl von jüngeren Menschen, die das Scoutleben aus eigener Erfahrung kennen und die bereit sind, dafür weiter zu arbeiten.¹⁾

¹⁾ Vgl. hierzu die Besprechung des Buches von R. Kircher: „Fair play“ S. 93 dieses Heftes.

Kleine Beiträge.

Dichter und moderne Jugend.

Bemerkungen zu den Büchern:

Franz Werfel „Der Abituriententag“,¹⁾
Wilhelm Speyer „Der Kampf der Tertia“.²⁾

Wenn ein Dichter von so persönlicher Gestaltungskraft wie Franz Werfel der Jugend und ihren Verirrungen nachgeht, so darf man füglich gespannt sein, wie er die Jahre des Erwachens sieht und was er ihnen an künstlerischem Reiz abgewinnen kann. Zum voraus sei gesagt, dass diese „Geschichte einer Jugendschuld“ denjenigen enttäuschen wird, der eine neue Nuance in der Perspektive erwartet. Denn Werfel hält sich sehr an die Konvention durchschnittlicher Jugendromane. Ausserdem ist der Zugang zum eigentlichen Gegenstand durch einen etwas krausen Rahmen sehr erschwert. Er darf aus diesem Referat überhaupt herausgebrochen werden, weil er das Wesentliche des Ganzen nicht unterstützt.

Auf dem Gymnasium einer Provinzstadt kämpfen die Schüler um ihr Werden. Die Schule gibt nicht das her, was die Jugend braucht, denn sie ist Wissens- nicht Lebensvermittlerin. In der Klasse von Ernst Sebastian, Sohn eines hohen Justizbeamten, gehen die Wogen besonders hoch. Jugendlicher Sturm drängt zum Durchbruch. Man dichtet, sucht Geist als Erlöser. Der Klügste von allen ist Franz Adler, Jude ärmlicher Herkunft, verbissen fleissig, weltabgewandt aus Notwendigkeit, sich geistig einmal durchsetzen zu müssen. Er wird der Feind Sebastians, des geistigen Hochstaplers und Marodeurs, des Philisters von Geburt wegen. Adler stösst Sebastian in die Schranken seiner geistigen Fähigkeiten zurück, triumphiert aus kurzichtigen Augen. Sebastian erniedrigt den Widersacher aus Rache, macht ihn lächerlich, weil

er körperlich unbeholfen ist, turnt sich über ihn hinaus, wie er am Barren seine überlegene Körperlichkeit schwingen lässt. Und doch wirbt Sebastian um Adler, sei es, weil er ihn bewundert und zu ihm aufsteigen möchte, oder weil er ihn auf seine eigene Stufe herabzwingen will. Die Wege sind die der Gemeinheit, jugendlicher Wollust in verbotenem Tun. Adler macht widerwillig an Ausschweifungen mit; er sinkt. Er demütigt sich masslos vor Sebastian, der ein Herr ist und sein Herr ist. Hier ist Spannung. Das Schicksal Adlers greift ans Herz und würde stärker und nachhaltiger wirken, wenn nicht Sebastian in seinem Wesen so unendlich klein und nichtig wäre, also dass die Kampfmittel zu billig erschienen. Es steht hier eine grausame Szene. Sebastian wird in der Konditorei Adler die Kuchen bezahlen, wenn er sklavisch vor ihm kniet. Adler beugt sich tatsächlich. So wird er ein Opfer, indem er sich vor der Macht krümmt, die gerufen ist, ihn gänzlich zu vernichten. Sebastian tut es dadurch, dass er Adler, der ein miserabler Schüler geworden ist, preisgibt, indem er gemeinsam mit ihm die Noten fälscht, ergriffen wird, behauptet, er hätte alles für Adler getan, ihn dennoch loshaben will als Zeugen einer Schuld, ihm gestohlenen Geld zur Fahrt nach Amerika aufdrängt und ihn nach einer höllischen Nacht in den Zug pufft.

Was bleibt für den Pädagogen? Das bejammernswerte Bild einer hilflosen Jugend. Die Gestalt eines Knaben, der am Leben zerschellt, weil er vielleicht zu rein war, um so viel Gemeinheit erfassen zu können. Diese Figur Adlers ist wirklich das Eindringlichste; leider ist sie zu sehr durch die Augen Sebastians und seiner Kumpane gesehen. Man sucht vergeblich nach dem Ziel und Sinn des Romans. Schicksalsgestaltung lediglich? Aber dann müsste das Geschehen grösser sein, beinahe gewagter im Psychologischen. Dafür hat es eine blen-

¹⁾ Verlag: Paul Zsolnay, Wien, 1928.

²⁾ Verlag: Ernst Rowohlt, Berlin, 1927.